

«Messe von Bolsena» vergleicht. Da man jetzt Eilshaimers «Kreuzaltar» in seiner Komplexität zu sehen beginnt, zeigt sich, von welcher geistigen Kraft dieser Künstler war und wie sehr man ihm sowohl mit der deutsch-national gemeinten Titulierung «Maler-Poet» als auch mit der blossen Bewunderung seines erzählerischen Realismus Unrecht getan hat. Eilshaimers gehört zu den nicht zahlreichen denkenden Malern. Sein ständiges Pinselhandwerk übersteigt Virtuosität, weil — wie in aller grossen Kunst — jeder Strich und Tupfer unmittelbarer Such- und Gedankenhalt wird.

In Eilshaimers Entwicklung bezeichnet der «Kreuzaltar» die Erarbeitung des ihm Eigensten. Vorangegangene Frankfurter Malerschulung zeigt sich noch in Landschaftselementen. Von den Kunsterlebnissen in Venedig zeugen deutlich der eine Ausgrabter mit Spaten (genau ebenfalls aus Tintoretto's «Kreuzaufrichtung»); Rubens erinnert sich in der eingangs erwähnten St.-Helena-Kapelle der gleichen Kraftakte und die von Sansovino inspirierte Fides-Statue.

Frömmigkeit eines Laien

Zur Gebetspraxis des Nikolaus von Flüe

Von Peter Ochsenbein

Nikolaus von Flüe, der sich im Herbst 1467 als fünfzigjähriger Familienvater von seiner Frau Dorothee und den zehn Kindern zurückzog, um in der Melchachlucht, im Ranft, kaum dreihundert Meter von seinem Wohnhaus entfernt, ein Eremitenleben zu führen, ist bekanntlich schon zu seinen Lebzeiten berühmt geworden. Was ihm so frühzeitig den Ruf «eines lebenden Heiligen» einbrachte, war seine auch von kirchlicher Seite bestätigte Nahrunglosigkeit, für die wunderstüchtige Zeit eine Sensation ersten Ranges. Der Spunheimer Abt Johannes Trithemius schrieb 1486, ein Jahr vor dem Tod des Obwaldner Eremiten: «Ich glaube, es lebt kein Mensch in Deutschland, der die Kunde dieses Wunders nicht vernommen hat.» Im krassen Gegensatz zu diesem frühen und auch nach dem Tod nie abbrechenden Ruhm und den damit verbundenen zahlreichen Zeugnissen steht die kleine Zahl an überlieferten Hinweisen, die einigermaßen zuverlässig über seine Lebensgewohnheiten berichten, und das heisst für seine zwanzigjährige Ranftzeit: die sein Frömmigkeitsleben nachzeichnen, seine tägliche Askese beschreiben, seine Gebetsübungen nennen.

Bruder Klaus scheint zwar rätselhaft. Die über sein Lebensmilieu mitgegeben zu haben: wenig. Verschiedene Mystiker haben ihre Erfahrungen auf dem asketischen Weg zu Gott hin entweder selber niedergeschrieben oder einem geistlichen Berater anvertraut, der sie literarisch fixierte. Bruder Klaus tat weder das eine, noch gar nicht schreiben, und Geistliche hat er — abgesehen vielleicht bei einzelnen seiner Visionen — nie als Sprachrohr seiner privaten Frömmigkeit benutzt, obgleich er doch, wie seine beiden Briefe an die Räte von Konstanz und Bern (1482) zeigen, mit Schreibern umzugehen wusste und ihnen seine politischen Ratschläge an die Magistraten diktieren konnte. Die wenigen Hinweise auf seine religiösen Lebensgewohnheiten stammen somit aus der Feder von Drittpersonen. Neuere Schrifttum zu Bruder Klaus, erbauliches wie teilweise auch solches mit wissenschaftlichem Anspruch, hat diese Zeugnisse öfters etwas unkritisch hingeworfen und sie zu wenig auf ihren zeitgebunden Gehalt befragt. Wo heutige Forschung nach dem monumentalen (in den äusseren Fakten kaum revidierbaren) Quellenwerk von Robert Durrer (1917-21) gewisse Fortschritte erzielen kann, liegen sie in einer vertieften Interpretation der vorhandenen Dokumente, in ihrer Konfrontation mit neuen Erkenntnissen zur Spiritualität des Spätmittelalters.

ILLITERAT

Grundlegend für die Problematik zum Gebets- und Frömmigkeitsleben des Obwaldner Eremiten ist die Frage nach seiner Bildung. Die ältesten Zeugnisse lassen darüber keinen Zweifel. Der Hallenser Hans von Waldheim, der den Heiligen 1474 besuchte, notierte in sein Reisebuch: «Bruder Klaus ist ein purer laye, der kan nicht lesen», und Heinrich Wölflin, der Biograph, schrieb: «Obwohl Nikolaus keine Kenntnis der Buchstaben hatte, pflegte er doch aus der Wissenschaft, die ihm von oben eingegossen war, auch gelehrte Leute häufig von der Unkenntnis geheimer Dinge zu erlösen.» Ob man die beiden Aussagen im strikten Sinne zu verstehen und des Trithemius Charakterisierung «litterarum penitus ignarus» mit «des Lesens und Schreibens völlig unkundig» zu übersetzen hat, bleibt allerdings bei der hohen Stellung des Sachslers Bauern in Gericht und Rat ungewiss. Möglicherweise hat er bereits in seiner weltgewandten Zeit oder dann später im Ranft mit Hilfe eines Geistlichen etwas lesen, eher wohl nur buchstabieren gelernt. Für persönliche Lektüre reichte dies jedoch kaum aus. Schulbildung besass der «illiterat mit gesundem Verstand» (Heinrich Stimmann) sicher keine. Lateinisch, die Sprache der Gelehrten und der kirchlichen Liturgie, verstand er nicht oder jedenfalls nur so weit, als es Formeln und Gebete waren, die zu weiten der Pfarrer in der Sonntagspredigt verdeutschte und erklärte.

immer stärker zu einem Leistungsprinzip etho-

logisch wurde. Orales Beten an sich war schon ein

Gott gefälliges Werk, die Quantität des Rezitier-

ten wurde wichtiger als dessen Qualität.

Auch für Bruder Klaus dürfte dieses stun-

denlängliche Beten von Vaterunser und Ave Ma-

ria zunächst wohl die wichtigste Gebetspraxis

gewesen sein. Sein Sohn Hans bezeugt im

Sachslers Kirchenbuch von 1488, der Vater habe,

als er noch bei seiner Familie lebte, öfters die

ganze Nacht hindurch in der Stube gebetet:

«Am Abend ist er allwegen mit innen, in dem

hussvolk, niedergangen, aber alle nacht, wenn

(nämlich Hans) ye erwacht, so hortte er, das sin

vatter wider ufgestanden was in der stuben by

dem offen und bettet.» So wie Klaus als Fam-

ilienvater die nächtliche Einsamkeit für sein

stundenlanges Gebet suchte, so später in Ranft

die völlige Abgeschiedenheit von neugierigen

Pilgern. Albrecht von Bonstetten berichtet 1478:

«All tag und sunder zuo summerzeit gat er uss

siner; zeit in ein hüly uff dry stumt, da sin gebet

volbringende.» Und über die Form und Inten-

tion seines Betens schreibt der bereits zitierte

Ulrich Wiltwiler: «War auch sein gewonheit,

für die christglaubigen seelen gar fleissig got zu

bitten, wann er das vatter unser und ave Maria

gesprochen, wie er dann beide stuck altzeyt

pflegt bey eyinander zu setzen und darbey der

christglaubigen seelen sonderliche gedechtnuss

zu halten.»

Bruder Klaus betete — hier dürfte Wiltwiler

recht haben — das Vaterunser und den engli-

schon Gruss wohl stets als eine Einheit, so wie

das seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert bei

privater Andacht üblich war. Der Einsiedler

Mönch nennt gleich auch die Intention dieses

Betens. Es ist das Armen-Seelen-Gedenken, das

tatsächlich im ausgehenden 15. Jahrhundert in

der Innerschweiz intensiv gepflegt wurde und

das teilweise bis heute weiterlebt, etwa als

«Hinfunden-Andacht» an der Bahre Verstor-

bener, im Karfreitagsgottesdienst oder am Al-

lenseelabend. Der Ritus, fünf Paternoster und

Ave Maria zu Ehren der fünf Wunden Christi

zu beten, ist in der vorreformatorischen Eidge-

nossenschaft bei verschiedener Gelegenheit be-

zeugt: bei Prozessionen in Notzeiten, in der

Messe unmittelbar nach der Wandlung, beim

Mittags- und Abendgüten, als Schlichtgebete

vor und nach dem blutigen Treffen. Meistens

beteten die Eidgenossen diese Reihengebete mit

ausgebreiteten Armen, d. h. in der Orantenhal-

tung, die bis ins Hochmittelalter auch für Laien

die übliche war.

LEIDENS BETRACHTUNG

Das fast mechanisch-automatische Abbeten

immer derselben Gebete kann eine innere Leere

hervorrufen, wenn sich nicht dieses äussere (in-

strumentale) Rezitieren verbindet mit einem in-

neren (mental) Betrachten und Meditieren.

Vermutlich hatte auch Nikolaus von Flüe eine

Zeitlang Schwierigkeiten, die beiden Ebenen

sinnvoll miteinander in Einklang zu bringen. So

jedenfalls lässt sich vielleicht die Mitteilung

deuten, die er 1465 einem unbekanntem Domi-

nikaner über seine innere Entwicklung kurz vor

seinem Rückzug in den Ranft machte. Er sei, so

berichtet er ihm, in eine Beängstigung und Be-

schwernis geraten. Sein innig vertrauter Freund

Heini Amgrund (damals Pfarrer von Kriens)

habe ihm darauf verschiedene heilsame Rat-

schläge zur seelischen Gesundung vorgetragen,

schliesslich die andächtige Betrachtung des Leidens

Jesu Christi. Dieses beste und heilkräftigste Mit-

tel sei ihm bis anhin unbekannt gewesen. «Da

lehrete er mich die Abschnitte des Leidens unter-

scheiden durch die sieben kanonischen Stun-

den. Darauf hielt ich Einkehr in mich und be-

gann die Übung täglich zu erfüllen, in welcher

ich aus Barmherzigkeit des Erlösers für meine

Armut Fortschritte machte.»

Die Leidensgeschichte Jesu und die für die

Zeit typische Passionsfrömmigkeit waren Niko-

laus sicher schon vor der Unterweisung. Am-

grundsgewordenen Gottessohnes in all seiner

Schmach und Qual wurde seit Bernhard von

Clairvaux zu dem eigentlichen Hauptthema

spätmittelalterlicher Spiritualität. Es galt für

den Gläubigen die Passion empfindsam nachzu-

erleben, mit Christus und seiner Mutter mitzu-

leidern. Nur in solcher Compassio war wirkliche

Imitatio Christi möglich. Eine heute in ihrer

Ueberlieferung noch kaum abschabare Flut von

Passionspredigten erbaulich-empfindsamer Art

entstand: Passionshistorien und -traktate, Pri-

vatgebete zu den einzelnen Stationen des Lei-

dens, daneben auch Zusatzoffizien zur Passion,

also lateinische (später auch in die Volkssprache

übersetzte) zusätzliche Breviertexte zu den sie-

ben für Kleriker und Mönche verpflichtenden

liturgischen oder (wie es im Bericht des unbe-

kannten Dominikaners heisst) kanonischen

Tagzeiten der Mette, Prim, Tertz, Sext, Non,

Vesper und Komplet. Mit allen diesen Passions-

texten konnte nur vertraut werden, wer sie in

einem Stundenbuch, Privatgebetebuch, einer

Handschrift oder einem Frühdruck lesen konn-

te. Bruder Klaus, von seiner Bildung davon aus-

geschlossen, scheint dieses Schrifttum vor der

allein die Praxis der Leidensbetrachtung vor der

Beherrschung durch Heini Amgrund weitgehend

unbekannt gewesen zu sein. Was er als einfa-

cher Laie nicht mitbekommen hatte, war offen-

sichtlich eine bestimmte Methode oder Technik

der Leidensbetrachtung. Diese dürfte in der

ländlichen Innerschweiz nur oben in klerikalen

und klösterlichen Kreisen stärker verbreitet ge-

wesen sein.

Nun gab und gibt es je nach Bildung und

Stufe in der religiösen Entwicklung eines Men-

schon verschiedene Methoden der Leidens-
betrachtung. Heini Amgrund hat seinem illitera-
ten Freund eine einfache, allein durch das Ge-
dächtnis gestützte Methode vermittelt. Das
Spätmittelalter hatte die Passionsgeschichte in
sieben Abschnitte aufgeteilt und sie den sieben
liturgischen Horen zugeordnet. Die Passionsof-
fizien in den Stundenbüchern, aber auch viele
lateinische und deutsche Privatandachten be-
trachten in ihren Gebeten zur Mette die Todes-
angst Christi am Oelberg und seine Gefangen-
nahme, zur Prim seine Verurteilung; die Tertz
handelt von der Geiselung und Dornenkrö-
nung, die Sext von der Kreuzigung, die Non
vom Sterben am Kreuz, die Vesper hat die
Kreuzabnahme zum Thema (das Wort «Vesper-
bild» erinnert noch an diese enge Verbindung
von Tagzeit und Passionsabschnitt), die Kom-
plet schliesslich betrauert die Grablegung. Heini
Amgrund zeigte nun offensichtlich seinem
Freund, wie dieser sein tägliches Gebet in sie-
ben Tagzeiten aufteilen und wörtlich er jeweils
beim Abbeten seiner Paternoster und Ave Ma-
ria meditieren konnte. Das orale Rezitieren der
immer gleichen Gebete hatte nun durch die Zu-
weisung der einzelnen Passionsabschnitte eine
geistige Stütze für das gleichzeitige innere Medi-
tieren erhalten. Dass Bruder Klaus tatsächlich
sein Gebet später im Ranft nach den sieben ka-
nonischen Tagzeiten eingerichtet hatte, bezeugt
sein erster Biograph Heinrich Gundelfingen:
«Bei Tagesanbruch hat er schon sein Morgen-
trachtung und verrichtete dann die Gebete zu
den Tagzeiten der Prim, Tertz, Sext, Non und
Vesper.»

BILDMEDITATION

Neben dieser passionsbezogenen Medita-
tionshilfe beim Abbeten von Reihengebete-
scheint die Bildbetrachtung eine das Gebetsle-
ben des Obwaldner Eremiten prägende Rolle
gespielt zu haben. Der Bauer von Flüe ist be-
stimmt öfters zur nahe gelegenen Kapelle seines
Namenspatrons (im heutigen St. Niklausen) ge-
pilgert und hat hier, den eindrucksvollen heils-
geschichtlichen Freskenzyklus im Chor betrach-
tend, still gebetet. Bereits zu Lebzeiten des
Eremiten war auch die 1469 geweihte Ranftka-
pelle mit Bildern ausgestattet. Wichtigstes Do-
kument hierfür ist das noch heute vorhandene
Meditationsbild mit dem in Christus sichtbar
gewordenen Antlitz Gottes in der Kreismitte
und den sechs Strahlen und Medaillons. Alle
diese Bilder waren Bruder Klausens eigentliches
Gebetbuch, in das er sich, ohne die Buchstaben
kennen zu müssen, vertiefen konnte. Das mit
den Augen Geschaut war ihm zunächst Kon-
zentrationshilfe für das scheinbar unmittelbar-
pengebet. Je tiefer er dank diesem unmittelbar-
sehen in das innerliche, vor allem gemü-
thliche, weniger wohl intellektuelle Meditieren
hineingetragen wurde, um so mehr rückte das
gleichzeitige labiale Rezitieren von Pater noster
und Ave Maria in den Hintergrund, wurde es,
wenn man so will, bloss noch Begleitmusik zu
einer für uns nicht mehr hörbaren Melodie der
Innerlichkeit. In diesem Durchbruch zu einem
inneren Dialog mit Gott dürfte der Heilige dann
im Verlauf seiner Gebetsübung das traditionelle
Reihengebete aufgegeben haben. Allmählich ge-
langte er wohl zu ganz persönlich formulier-
tem Lippengebet. Es bleibt allerdings fraglich,
wie weit diese kreativ höchste Stufe der Gebets-
praxis als letztlich nicht beweisbare Vermutung
dem Wunschdenken unserer Zeit entspringt, die
das individuell gestaltete Gebet höher bewertet
als die vorgebildete und immer wieder rezitierte
Oratio.

In einer der uns überlieferten Visionen des
Bruder Klaus wird erzählt, dass ein Mensch —
es ist der Obwaldner Heilige selber — nach
durchwacher Nacht um Christi Leidens willen
beim Einschlafen sich plötzlich in einen weiten
Saal eines Palastes geführt sieht und dort einem
Mann in priesterlicher Kleidung vorgestellt
wird. Dieser dankt ihm aufs herzlichste dafür,
dass er sich seines Sohnes in dessen Not ange-
nommen. Derselben Dank empfängt er darauf
von einer schönen Frau und schliesslich vom
Sohne selbst. Er sieht dann, wie er selber ein
weisses, rotbesprengtes Gewand trägt gleich wie
der Sohn. Die Vision will zum Ausdruck brin-
gen, wie angenehm Gott Vater, der Gottesmut-
ter Maria und Christus selbst die Verleiden, die
Leidens Jesu ist. Das wahrhaftige Mittel, die
compassio als imitatio Christi, gewinnt in der Vi-
sion symbolhafte Gestalt; Bruder Klaus trägt
plötzlich das gleiche (vom Blut) besprengte Ge-
wand wie der Gottessohn. Die zweifelloso echte
Vision macht deutlich, dass der Sachslers Heilige
die Ratschläge Heini Amgrunds tatsächlich Chri-
stus folgt hat. Die «devota meditatio passiois Chri-
sti», die andächtige Betrachtung des Leidens
Christi, war im Ranft, den er selber nach dem
Bericht des unbekanntem Dominikaners «Ort
seines Leidens» nannte, das eigentliche Haupt-
thema seines betenden Gedenkens. Und es
drängte ihn, die von seinem Freund empfan-
gene und für ihn so wirksame Gebetspraxis sei-
nen Mitmenschen weiterzugeben. In dem von
ihm am 4. Dezember 1482 diktierten Brief er-
mahnt er den Berner Rat: «Ic sönd [solit] och
das liden gottes in iuren herten tragen, wan es
ist des mönschen grösster trost an sin letsien
end.»

Die Mitarbeiter dieser Beilage

Dr. Reinhold Hohl, Kunsthistoriker, Magden AG.

Dr. Peter Ochsenbein, Stiftsbibliothekar, St. Gallen.

Fritz Thom, Theaterkritiker, London.

Dr. Renate Wagner, Theaterhistorikerin, Wien.

Dr. Christa Wrona-von Hertzberg, Romanistin, Tuzing/Mün-
chen.

Vorreformatorische Deutschsprachige Gebetbücher als Zeugen
spätmittelalterlicher Laienfrömmigkeit

(Dia 1) In einem deutschsprachigen Kalender, der 1488 in Augsburg gedruckt wurde, ist zum Monat Oktober unter dem Bild eines Sämanns folgender Vierzeiler zu lesen:

*In gottes namen amen
Säe ich meinen samen
Ich bitt dich herr sant Galle
Das er mir nützlich valle.*

In dieser Hoffnung möchte ich Ihnen, meine Damen und Herren, - weniger systematisch als vielmehr an meinen Dias orientiert - einzelne Aspekte der bislang wenig ertragreichen Gebetbuchforschung in Bild und Wort zur Darstellung bringen. Der heilige Gallus (Dia 2) möge mir bei dieser Aussaat etwas beistehen. Er muss mir fast sachgezwungen helfen, weil ich Ihnen hier nämlich Lichtbilder von spätmittelalterlichen Gebetbuchhandschriften und -drucken kommentierend vorführe, die alle in der Stiftsbibliothek des 1805 aufgehobenen Gallusklosters aufbewahrt werden, teils im Barocksaal (Dia 3), teils - so alle Handschriften - in der den Touristen nicht zugänglichen Handschriftenkammer, wo gegen 2000 Codices in Intarsienschränken untergebracht sind. In einem dieser Schränke (Dia 4) sind oberhalb der mächtigen Chorbücher-Folianten auf dem 2. und 3. Tablar die kleinstformatigen Handschriften in zwei Reihen aufgestellt, die meisten von ihnen lateinische und deutsche Orationalmanuskripte. Wenn dieses Lichtbild - es zeigt den Umschlag eines eben erschienenen Bandes von Stefan Sonderegger - mit "Schatzkammer deutscher Sprachdenkmäler, Stiftsbibliothek St. Gallen" überschrieben ist, dann trifft diese ehrende Auszeichnung nicht zuletzt auch für die hier sichtbaren deutschsprachigen Gebetbücher des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts zu. Meine Statistik, die ich nach mehrjähriger Untersuchung des schweizerischen Handschriftenbestandes gewonnen habe, weist nämlich folgende Zahlen aus: In sämtlichen öffentlichen Bibliotheken und zugänglichen Klöstern der Schweiz sind gegen 120 in deutscher Sprache und vor 1530 geschriebene Gebetbuchhandschriften überliefert. Die Stiftsbibliothek St. Gallen hat davon einen Anteil von 47 Manuskripten, also mehr als einen Drittel des Gesamtbestandes.

An zweiter Stelle figuriert der Benediktinerkonvent Sarnen mit 21 Handschriften. Die Universitätsbibliothek Basel, die Zentralbibliothek Zürich und die Stiftsbibliothek Einsiedeln haben etwa je 10 solcher Manuskripte, die übrigen Bibliotheken der Schweiz zwischen einer und fünf Handschriften.

Ich muss aber gleich hinzufügen, dass fast alle der 47 deutschsprachigen Gebetbuchhandschriften der Stiftsbibliothek nicht im Galluskloster geschrieben und nicht dort gebraucht worden sind, sondern dass ^{sie} ~~die~~ erst seit dem 17. Jahrhundert, teilweise gar erst nach 1900 in die Klosterbibliothek bzw. in die heutige Stiftsbibliothek gelangt sind. Wenn die gebildeten St. Galler Mönche des Spätmittelalters, also die Patres, für sich persönlich Privatandachten verrichteten, dann haben sie diese aus lateinischen Gebetbüchern gelesen, und solche sind denn auch in beträchtlicher Anzahl in der Stiftsbibliothek noch vorhanden. Die deutschsprachigen St. Galler Gebetbücher, um die es uns geht, stammen dagegen zum grössten Teil aus Frauenklöstern der Stadt und der Umgebung von St. Gallen: nämlich etwa aus dem Dominikanerinnenkonvent St. Katharinen, der bis zur Reformation in der Stadt St. Gallen war ^(Dra S. Ansicht von M. Nefler, 1855) und heute weiterexistiert in Wil, sodann aus dem 1834 aufgehobenen Benediktinerinnenklosterchen St. Georgen, aus dem bekannten St. Katharinental bei Diessenhofen, aus der Beginensammlung und dem späteren Drittordenskloster Maria Hilf im oberrheintalischen Altstätten und aus andern geistlichen Frauengemeinschaften des Bodenseeraumes.

Was für die Stiftsbibliothek zutrifft, gilt auch für den Gesamtbestand schweizerischer Gebetbuchhandschriften: gegen 50 der 120 Manuskripte stammen eindeutig - durch Provenienzvermerk gekennzeichnet - aus Frauenklöstern; und ich meine, dass mindestens Dreiviertel des Gesamtbestandes - also etwa 90 Handschriften - in Frauenkonventen verwendet wurden, auch wenn viele Codices keinen Besitzervermerk tragen oder - was sich öfters beobachten lässt - etwa wenn ein Gebetbüchlein ursprünglich zwar für eine weltliche Person bestimmt war, dann aber als Erbgut einer geistlichen Schwester in ein Frauenkloster gelangte und dort weiterbenutzt wurde.

Wenn ich also im folgenden über spätmittelalterliche Laienfrömmigkeit spreche, die in deutschsprachigen Gebetbüchern fassbar wird, rechne ich zu den Laien somit auch geistliche Frauen, die im ^{in Klöster} ~~Beginensammlungen~~ oder ^{Regulierten} ~~in~~ Klöstern mit bestimmter Ordensregel gelebt haben. Zu den Laien zähle ich ebenfalls die sogenannten Laienbrüder, also die des Lateins unkundigen, öfters gar illiteraten Professen eines Männerklosters, die zumeist handwerklich tätig waren. Nun mag man vom soziologischen oder ordensgeschichtlichen Standpunkt aus gegen diese nachträgliche Laisierung geistlicher Gruppen Widerspruch anmelden. Wenn ich sie zu den Laien zähle, dann vornehmlich deshalb, weil die deutschsprachigen Gebetstexte einer Klosterfrau oder eines Laienbruders fast weitgehend die gleichen sind wie die eines wirklichen, in der Welt draussen lebenden Laien. Denn bildungsmässig stehen spätmittelalterliche Leser von deutschen Gebetbüchern im grossen und ganzen auf der gleichen Stufe: sie alle, Beginen, Schwestern, Laienbrüder, verheiratete Frauen und Männer können-von wenigen Ausnahmen abgesehen - das Lateinische, die Sprache der kirchlichen Liturgie, nicht oder nur in Ansätzen verstehen und sind deshalb auf deutsche Gebetstexte angewiesen, die ihnen zumeist Kleriker nach lateinischer Vorlagen übersetzen oder unmittelbar in der Muttersprache frei schaffen.

Regulierte Frauenkonvente waren zum gemeinsamen Chorgebet in lateinischer Sprache verpflichtet: jeden Tag gegen fünf Stunden sangen und rezitierten sie das Stundengebet der Kirche. Wie schwer verständlich der lateinische Psalter, Haupttext des Stundengebets, ist, wissen Sie vielleicht selber aus eigener Uebersetzungsarbeit. Notker der Deutsche (Dia 6), der um 1000 im Galluskloster für seine Lateinschüler schwer verständliche Texte ins Althochdeutsche übersetzte (etwa Martianus Capella oder Aristotels latinus), dieser Notker hat jedenfalls auch den gesamten Psalter in seine Muttersprache übertragen (hier eine Handschrift aus dem 12. Jahrhundert). Die meisten regulierten Chorschwestern, aber sicher auch zahlreiche Mönche konnten das gemeinschaftlich rezitierte Stundengebet ^{offensichtlich} ~~nur~~ ansatzweise verstehen. Deshalb hatten gerade Schwestern ein grosses Bedürfnis, in ihrer persönlichen, privaten, stillen Andacht Gebete lesend zu rezitieren, die in ihrer Muttersprache formuliert waren. Im Spätmittelalter besass jede einigermaßen lesefähige Schwester ^{- wie ich glaube -} ihr persönliches Privatgebetbuch. Wer von den geistlichen Frauen schreiben konnte, stellte sich

selber ein Büchlein her. Oefters wählte sich dann die Schreiberin aus dem in einem Frauenkloster vorhandenen Gebetsschatz jene deutschen Texte aus, die ihr persönlich am besten gefielen. Es entwickelt sich - wenn auch nur in Ansätzen - so etwas wie das individuelle Gebetbuch. Bereits für die Zeit um und nach 1500 lassen sich Beispiele anführen, wo die Vorlage eines handgeschriebenen Gebetbüchleins ein gedrucktes Exemplar war. Das Abschreiben von Gebetstexten oder erbaulichen Schriften war nicht bloss Handfertigkeit oder Freizeitbeschäftigung, es wurde selber zum Beten, als schreibendes Beten empfunden. Unmittelbar vor Ausbruch der Reformation müssen in den vielen Frauenklöstern unzählige Gebetbuchhandschriften vorhanden gewesen sein. Das belegen Zahlen, gewonnen aus noch erhaltenen spätmittelalterlichen Bücherkatalogen. Zwei Beispiele: Der um 1500 geschriebene Katalog des Tertiariinnenklosterchens Wonnenstein bei Teufen verzeichnet insgesamt 109 deutschsprachige Handschriften, 40 davon müssen Gebetbücher gewesen sein. Zwischen 1451 und 1457 verfasste die Nürnberger Dominkanerin Kunigund Niklassin ein Verzeichnis der Privatbücher, die in ihrem Kloster meistens auf den Zellen der einzelnen Monialen lagen. Ueber 65 der insgesamt 111 aufgeführten Handschriften waren, soweit die kurzen Angaben eine Zuordnung des einzelnen Buches gestatten, deutschsprachige Privatbibliotheken. Das Nürnberger Frauenkloster blieb immer ein kleiner Konvent: nach der Reform von 1428 waren es nie mehr als durchschnittlich 35 Schwestern. / Kurzum: Die etwa 90 Gebetbuchmanuskripte aus schweizerischen Frauenklöstern sind ein ganz bescheidener Ueberrest aus dem einst vorhandenen Handschriftenarsenal.

*Aus solchen na Hss. - festschreiben
kann man somit folgern!*

Im Gegensatz zu den Monialen dürften von den wirklichen Laien, also von verheirateten Frauen und Männern, nur ganz wenige, meistens sozial besser gestellte und begüterte Menschen, deutsche Gebetbuchhandschriften besessen haben. Genauere Zahlen sind nicht möglich, weil statistische Angaben, wie sie uns mittelalterliche Handschriftenkataloge für einzelne Frauenklöster liefern, überhaupt nicht fassbar werden. Ich meine jedoch, dass die meisten

Laien mit einem deutschen Gebetbuch schon deshalb nichts anzufangen wussten, weil sie nicht lesen oder bestenfalls mühsam buchstabieren konnten.

Ein illiterater Laie konnte einige wenige Gebete auswendig: das Vaterunser, das seit dem 11. Jahrhundert aufkommende, im 15. dann allgemein verbreitete Ave Maria, also das Gegrüsst seist du Maria (ohne die heutige Schlussbitte, die erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts üblich wird), dann das apostolische Glaubensbekenntnis. Diese drei Gebete gehörten zum Grundbestand des einfachsten katechetischen Unterrichts. Bereits die Aachener Synode von 802 erhob die Forderung, alles Volk müsse Vaterunser und Glaube in seiner Muttersprache auswendig können. Spätmittelalterliche Synodalbeschlüsse fügten dieser Verordnung das Ave Maria hinzu. An die ^{deutsche} Predigt des Sonntagsgottesdienstes schloss sich im Mittelalter seit den entsprechenden Anordnungen Karls des Grossen vielfach eine Volkskatechese an, deren Kern die Erklärung des Apostolicums und des Vaterunser, später auch des Ave Marias, oder wenigstens die gemeinschaftliche Rezitation dieser Texte ausmachte. Da der gesamte liturgische Gottesdienst lateinisch war - mit Ausnahme der Predigt, der sich anschliessenden Katechese und der sog. 'Offenen Schuld' ^{zum ausl} - und da selbst die Prozessionen, Nachmittags- und Abendandachten, die Begräbnisriten ^(Die ?) in dieser Kirchensprache abgehalten wurden, konnten aktivere Laien sicher auch einzelne lateinische Gebetstexte auswendig; so etwa das Salve regina, das ^{im 15. Jh.} in der sogenannten Salve - Andacht am frühen Abend gesungen wurde, oder das Magnificat, das Gloria in excelsis Deo, die übliche lateinische Doxologie 'Gloria patri' und anderes mehr. Neben diesen offiziell kirchlichen, also liturgischen Gebeten, waren einem leseunkundigen Laien auch einzelne Privatgebete vertraut, ein oder zwei Abendgebete, meist als Empfehlung in den Schutz Gottes und der Heiligen formuliert, ein Morgengebet, vielleicht auch wenige kürzere Marien- und Passionsgebete. Solche einfachen Privatbetlein wurden, wie das auch heute noch bei Kindergebeten meistens zutrifft, von der Mutter an ihre Kleinen mündlich weitergegeben. Wir kennen einzelne oral tradierte Texte aus dem Spätmittelalter deshalb so gut, weil sie zuweilen auch schriftlich in Privatgebetbüchern fixiert wurden. Im Unterschied zu den nur schriftlich weitergegebenen Orationen sind diese daran erkenntlich, dass sie bei schriftlicher Parallelüberlieferung in der Textgestalt sehr stark variieren, während die

nur schriftlich tradierten weitgehend konstant bleiben. Uebermässige Textvarianz verrät also meistens, dass das Gebet auch eine mündliche Ueberlieferung hatte.

Einem Laien, der kein Privatgebetbuch besass - und das traf für mehr als 90 % der Landbevölkerung zu - einem solchen Laien stand somit eine sehr bescheidene Auswahl von Gebetstexten für seine persönliche private Andacht zur Verfügung. Wer mehr als das von der Kirche geforderte tägliche Mindestmass beten wollte - ein Vaterunser und Ave Maria -, der behalf sich meist damit, dass er seine Gebete mehrmals nacheinander betete: Vaterunser und Ave Maria wurden so zu Reihen- oder Wiederholungsgebeten. *Darauf beruht schon auch die Posyln, die im 15. Jh. - sowie in der Volkspflanz, - besteht aus den Abbeten von 50-150 AT Bestand durch die Klauweil.*

Wie gesagt: Offensichtlich besaßen nur ganz wenige Laien vor der Reformation handgeschriebene Gebetbücher, und wiederum nur ganz wenige dieser Erstbestitzer schrieben sich den Text selber, wie etwa 1495 der Basler Ratschreiber Niklaus Meyer zum Pfeil sein deutsches Privatrationale (UB Basel. Cod. B XI 26). Die meisten liessen sich ihr Büchlein herstellen, von mehr oder weniger sorgfältig arbeitenden Lohnschreibern, einfachen Kanzlisten, Buchschreibern oder wirklichen Kalligraphen, die sich zuweilen am Schluss ihrer Abschrift nennen oder wenigstens das Datum der Fertigstellung vermerken. So kalligraphierte 1503 - um ein zweites Basler Beispiel anzuführen - die Gnadentaler Klarissin Dorothea Schermann für den Koblenzer Schultheissen in einer äusserst gepflegten, fein ausgeschmückten Textualis ein deutsches Marienoffizium, das in seiner dialektalen Sprache sich als kölnisch charakterisiert und damit uns zu erkennen gibt, dass der Koblenzer Magistrat zugleich mit dem Auftrag der Basler Kalligraphin eine Textvorlage aus seiner engeren Heimat vermittelt hat. Selten sind jedoch die Erstbesitzer im Gebetbüchlein vermerkt. Ein sonst ^{nicht}weiter fassbarer Schreiber Gabriel Nagel von Waltdorff schrieb 1481 ein Privatgebetbuch, das (Dia 8) mit dieser Miniatur - Veronika bietet dem Beschauer das Schweisstuch Christi da - geschmückt ist. // Im Innendeckel der Handschrift (Dia 9) ist das Familienwappen angebracht. Vermutlicher Erstbesitzer war demnach ein Mitglied aus der St. Galler Familie Allgöwer, die in der Reformation zum neuen Glauben übertrat. Warum das Gebetbüchlein heute in der Stiftsbibliothek liegt, kann ich nicht sagen. Vielleicht gelangte es noch vor der Reformation

in ein Frauenkloster und von da später - sicher noch vor 1765 - in die Bibliothek des Gallusstifts.

Eine recht nachlässige Kursive schreibt (Dia 10) dieser Schreiber, der sich im Gebetbüchlein gleich mehrmals verewigt hat, etwa hier mit roter Tinte: *Lenttz ein füschen knecht*, und gleich darunter in der ersten Zeilen dem vollen Namen: *von mir Larens Lougast, dado zmal was üwer diener der daz hatt geschribentt und der Lentz der füsche knecht der dütt uch grüssen all magen* [also alle Verwandten]. Zu unterst auf der letzten Zeile sodann die Datierung: *am zinstag vor Udalrici im 1505. [jar], also am 3. Juli 1505.* Ueber den Auftraggeber erfahren wir ganz am Schluss des von Laurentz Lougast geschriebenen Gebetbüchleins Folgendes:

Damitt hatt en end daz büchly und hett Lenttz ußgeschriben uff sandt Gallen abent do man zalt 1500 jar und er hett es vorgefangen [angefangen] nach unsere herren fronlichnams tag und er hett es ungeren thon. Aber daz daz frowen bett so groß ist und sy so vil schwetzen konent, so hab ich es zügesagt, do ich gnüg tuncken hatt; den han ich so vast ußgeschwitztt, ee ~~und~~ ich es vollendett han.

Frauen, die viel schwatzen können, haben also Laurentius Lougast gebeten, ihnen ein deutsches Privatgebetbüchlein zu schreiben. Waren das weltliche oder geistliche Frauen? Ich vermute eher, da sie in der Mehrzahl erscheinen, Klosterfrauen. Der Schreiber aber war ein Laie. Ob er tatsächlich ein Fischknecht war? Man wagt das kaum zu vermuten; *füschenknecht* ist aber andererseits kaum symbolisch oder gar ironisch zu verstehen. Die eben zitierte Subscriptio des Schreibers gibt uns eine weitere interessante Information: Lougast begann mit dem Büchlein, das insgesamt 424 von seiner Hand geschriebene Seiten umfasst, *nach unseres herren fonlichnams tag*, also am 23. Mai, ¹⁵⁰⁵ und vollendete es am Vorabend des Gallustages, also am 15. Oktober, brauchte somit ~~also~~ etwa viereinhalb Monate. Die nachlässige Schrift, die etwas uneinheitliche Rubrizierung und anderes mehr deuten ^{hier} darauf, dass Lougast das Büchlein nebenher und in Unterbrüchen geschrieben hat, sicher nicht als tägliche Hauptbeschäftigung.

Hinweise über den Erstbesitzer eines deutschen Gebetbuchs geben nicht nur Wappen, Besitzereinträge oder Schreibersubscriptio, sondern zuweilen auch die Gebetstexte selber. Etwa wenn sich das betende Ich durchgängig als *sünderin* oder *dienerin* bezeichnet, oder -

wenn ein Ordensgründer - Franziskus, Dominikus oder Benedikt - als *unser lieber vatter* angesprochen wird. (Dia 11) In diesem 1505 geschriebenen Gebetbüchlein nennt sich die Besitzerin, vermutlich eine Nonne, mit ihrem Vornamen. Eine längere Empfehlung in den Schutz Gottes beginnt: *Ich Elisabeth empfihe mich hüt in die krafft und in daz wort, do gott mensch in ward ...*

Bevor ich auf die Aufmachung deutscher Gebetbücher zu sprechen komme, einiges wenigens zu den Haupttypen volkssprachlicher Orationalien, die nach inhaltlichen Kriterien unterschieden werden. Unter dem Begriff 'Deutsches Gebetbuch' verstehe ich eine zumeist kleinformatische Textsammlung, die zu mehr als 50 Prozent in deutscher Sprache Gebete enthält. 'Deutsches Gebetbuch' ist Oberbegriff zu den gattungsspezifischen Gruppen wie 'Deutscher Psalter', 'Deutsches Messbuch', 'Deutsches Stundenbuch', 'Deutsches Privatgebetbuch'. Während der deutsche Psalter und das deutsche Messbuch Übersetzungen ausschliesslich liturgischer Texte darstellen, ist das deutsche Stundenbuch herkunftsmässig ein Mischprodukt: es enthält übersetzte liturgische, vor allem jedoch semiliturgische Stücke sowie wenige Privatgebete. Das deutsche Privatgebetbuch dagegen besteht zur Hauptsache aus Gebeten, die weder liturgischer noch semiliturgischer Provenienz sind, sondern, teils lateinisch vorgeprägt, teils direkt in der deutschen Sprache konzipiert, ausschliesslich für die stille Privatandacht zumeist von anonymen Geistlichen geschaffen wurden. Am schwierigsten zu unterscheiden, weil eigentlich nie in reiner Form vorkommend, sind deutsches Stundenbuch und deutsches Privatgebetbuch. In der lateinischen Originalsprache war das Stundenbuch, auch Livre d'heures genannt, seit dem 14. Jahrhundert in ganz Europa bekannt. In der volkssprachlichen Fassung allerdings scheint es, wie es sein bester Kenner, Victor Leroquais, definiert, nur gerade in Frankreich und in den Niederlanden stärker verbreitet gewesen zu sein. Das Textkorpus eines Stundenbuches ist zwar nicht verbindlich festgelegt, doch kommen meistens folgende Elemente vor: (Dia 12) zu Beginn ein Kalender, sodann das kleine Marienoffizium, also das stark gekürzte Stundengebet, auf die sieben Tagzeiten Mette, Prim,

Terz, Sext, Non, Vesper und Komplet verteilt, sodann die 7 Busspsalmen mit der Allerheiligenlitanei ([Dia 13] : wie hier in lateinischer Fassung), kleine Gebete zu den Haupt- und Heiligenfesten (man nennt sie Suffragien) sowie das Officium defunctorum, also das Stundengebet für Verstorbene, meistens nur mit Vesper und Vigil.

Viele Stundenbücher - das wissen Sie alle - sind wegen ihrer Verzierungen und Miniaturen Prachthandschriften, stammen aus nordfranzösischen, niederländischen und später auch italienischen Illustrationswerkstätten, waren wegen ihrer Aufmachung eine Art Statussymbol des hohen Adels und reicher Bürger. Was für die heutige Dame der Pelzmantel ist, das war um 1500 für die Frau eines niederländischen Handelsherrn das Stundenbuch. Da solche Pergamenthandschriften in grosser Anzahl von einzelnen Ateliers gewerbmässig hergestellt wurden, besitzt heute fast jede grössere Handschriftensammlung einzelne Livres d'heures. So auch die Stiftsbibliothek St. Gallen: etwa dieses in ^{lateinischer} altfranzösischer Sprache ^{mit altfranzösischen Rubriken} geschriebene Stundenbuch, hier ^(rechts) die sogenannten Suffragien zum heiligen Laurentius (mit Rost) und ^{links} -rechts- zum heiligen Hieronymus ^{mit dem Lamm}, oder hier ([Dia 15]) diese hübschen Initialen, in denen Tiere erscheinen. Ebenso in Frankreich dürfte dieses lateinische Stundenbuch ([Dia 16]) entstanden sein. Zu Beginn des Totenoffiziums enthält es - mit Bordüren reich geschmückt - auf der linken Seite eine Miniatur, die einen liturgischen Begräbnisritus festhält.

Wichtig ist nun die Feststellung, dass ein volkssprachliches Stundenbuch, wie es in Frankreich und in den Niederlanden ausgebildet war, im oberdeutschen Raum bis etwa 1500 kaum gegeben hat, und zwar nicht nur wegen der hier fehlenden Illustrationswerkstätten, sondern auch von der Textkomposition her. Denn alle angeführten Textelemente des Stundenbuchs kommen zwar auch in oberdeutschen Gebetbüchern vor, aber sie treten in einer Handschrift kaum alle miteinander auf, vielmehr werden die meisten Codices vorwiegend von Privatbeten beherrscht, in die einzelne Stücke des Stundengebetbuchs gleichsam eingeschoben werden. Im oberdeutschen Raum überwiegt also das Privatgebet, die meisten volkssprachlichen Orationaliensammlungen sind somit von ihrem Hauptbestand her gesehen Privatgebetbücher.

Oberdeutsche vorreformatorische Privatgebetbuchhandschriften sind nun, was ihre Aufmachung (Einband, Schrift, Illustration) betrifft, ^{ganz} selten eine bibliophile Kostbarkeit, mit Sicherheit nie eine Zimelie, auf die sich die heute so arg ins Kraut geschossenen Faksimile-Verlage stürzen würden. (Dia 17) Solche Einbände - mit Holzdeckel, Beschlägen und Metallschliesse - stellen Ausnahmen dar. Viel häufiger ^{be-}gegnet primitive Macharten (Dia 18) wie diese hier: ein doppelt gefalztes Pergamentblatt - so die Handschrift rechts - hält die Papier- oder Pergamentbünde zusammen. Etwas konsistenter der Einband links: ein rot gefärbtes Pergament, innwendig mit einem zweiten Pergament verstärkt. (Dia 19) Zuweilen dient als Einband eine veraltete ^{Schnüre ersetzen die Schließe} Urkunde oder - wie hier - ein Folium aus einem liturgischen Chorbuch. X

(Dia 20) So ist es weiter nicht verwunderlich, dass manchmal der ursprüngliche Einband verloren gegangen ist, mit ihm öfters auch die äussersten Lagen wie hier - oder dass er durch einen neueren des 19. oder 20. Jahrhunderts ersetzt wurde. ~~Schnüre ersetzen die~~

~~Schnüre~~

Die klein- und kleinstformatigen Bändchen sind zu ihrem grösseren Teil bereits Papierhandschriften, lediglich die älteren - aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts und die wenigen kurz vor 1400 entstanden bestehen fast durchgängig aus Pergament. Das hier sichtbare - leider unvollständig erhaltene Pergamentbändchen - 8 Zentimeter hoch und 6 Zentimeter breit - ist in der St. Galler Sammlung deutschsprachiger Privatgebetbücher eindeutig das älteste. (Dia 21) Beat Scarpatetti, der in seinem neuen Handschriftenkatalog des St. Galler Supplementbestandes dieses Bändchen genauer beschrieben hat, datiert es ^{ca. 1400} - von der Schrift her - um 1400, vielleicht gar kurz vor der Jahrhundertwende entstanden. Zusammen ^{mit} dem etwas älteren - um 1375 geschriebenen - 'Engelberger Gebetbuch' der Stiftsbibliothek Engelberg dürfte das St. Galler Bändchen somit das älteste in der Schweiz befindliche deutschsprachige Privatgebetbuch darstellen.

(Weltweit, das heisst vornehmlich in deutschen und österreichischen Bibliotheken, sind nach meinen eigenen Forschungen noch gegen 25 Privatgebetbuchhandschriften erhalten, die in deutscher Sprache und vor 1400 geschrieben sind. Das Gros solcher Manuskripte setzt allerdings erst nach 1450 ein).

So klein die hier aufgeschlagenen Seiten des ältesten St. Galler Bändchens sind, sie zeigen noch deutliche Spuren einer vornehmlich in klösterlichen Skriptorien gepflegten Buchkunst des 13. und 14. Jahrhunderts. Fein gezogene Linierungen bestimmen den Satzspiegel und das Ebenmass der Zeilen. Die Schrift, eine gotische Textura oder Textualis, hat noch Brechungen in der Federführung, ebenso die gotischen Bogenverbindungen (3. unterste Zeile links: do) und feine im Dia kaum sichtbare Haarstriche über einzelnen Buchstaben. In der Mitte unten links in römischen Ziffern die Lagenummerierung und ganz unten (in der rechten Ecke) der Wortreklamant für die nächste Lage, die mit dem hier rechts gezeigten Blatt beginnt. Die Rubrizierung äusserst bescheiden. Das rote I (etwa in der zweitobersten Zeile links) zu Ich und der abgekürzten Formel Ich danken dir herre: diese rote I ist Orientierungshilfe für die betende Schwester (das Bändchen ist wohl eindeutig in einem Frauenkloster geschrieben und benützt worden): denn mit der Formel Ich danken dir herre beginnt jeweils wieder ein neuer Meditationsabschnitt, vor dem die Schwester vermutlich das eben gelesene nochmals überdacht, vielleicht auch Reihengebete wie Pater noster und Ave Maria dazugefügt hat.

Dieser sorgfältigen Buchschrift um 1400 stelle ich nun - paläographisch gewertet - eine hundert Jahre jüngere Pflückerarbeit gegenüber (Dia 22). Kein vorgeformter Satzspiegel mehr, eine äusserst flüchtige Kursivschrift, die eben keine Brechungen mehr kennt. Die Rotstrichelung, die eigentlich sinnwichtige Wörter hervorheben sollte, hat hier ihre Funktion verloren, weil die Rubrikatorin ziemlich wahllos ihre roten Striche angebracht hat. Die Rubrikatorin ist nicht mehr dazugekommen, den Anfangsbuchstaben eines Gebetes mit einer sogenannten Lombarde rot auszuzeichnen. Der freie Raum dafür, so in Zeile 3 und vier rechts oben, hier für das von der Schreiberin als Eselshilfe links am Rand notierte H (Here Jesu Christe) blieb somit ungenutzt.

[Dia 23] Die Lombarden, also die Anfangsbuchstaben zu einem einzelnen Gebet, können bereits recht kunstvolle Verzierungen, etwa diese Zierknäufe, aufweisen, ^{die} ~~wie~~ ^{einem} in ~~diesem~~ ^{erscheinen} Gebetbüchlein, das 1519 eine Schwester Maria Pflügerin geschrieben hat. Der rote Text ist wirklich Rubrik, sie gibt Anweisungen und Ablassversprechungen zum folgenden Gebet. [Dia 24] Bei diesem Gebetbüchlein fällt der Satzspiegel förmlich aus den Fugen. Wenn auch die gesamte Aufmachung alles andere als sorgfältige Buchkunst verrät, - und das gilt nun für die Mehrzahl deutscher Privatgebetbücher - dieses Bändchen hier - das zeigen die stark abgegriffenen Stellen am linken und rechten Rand ganz deutlich - dieses Bändchen ist viel benutzt und viel gelesen worden. Wenn ein Text nach Meinung einzelner Literaturhistoriker nur dann wirklich existiert, wenn er rezipiert, gelesen wird, dann haben die Gebete in diesem unscheinbaren Büchlein tausendmal existiert.

Lombarden sind zumeist der einzige Schmuck eines deutschen Privatgebetbüchleins. [Dia 25] Zuweilen begegnen kunstvollere Initialen, wie diese mit rot- grünem Fleuronné geschmückte O-Initiale, oder [Dia 26] diese H-Initiale, deren Fleuronné mit brauner Tinte fein gestrichelt erscheint. Recht primitiv dann aber wiederum am unteren Rand der Vogel und die beiden Blumen, wohl erst von einer späteren Hand hinzugefügt. Noch seltener [Dia 27] Randbordüren mit grünen Ranken und roten Früchten, eher, noch [Dia 28], weil vom damals gängigen Buchschmuck der Inkunabel herkommend, solche mit der Schrifftinte ausgeführten Bordüren, die zuweilen, wie auf der rechten Seite sichtbar, nichts anderes sind als verlängerte verzierte Unterlängen eines Buchstabens, hier der G-Schlaufe im Wort *williglichen*. Diese Handschrift hat übrigens der St. Galler Mönch Hans Conrad Haller 1516 für die Klosterfrauen in St. Georgen geschrieben. In der ~~Handschrift~~ ^{an} Schreibsubscriptio unten links liest man *Bitten gott für den schriber H.C.H. (Hans Conrad Haller) 1516.* [Dia 29] Das einzige deutsche Gebetbüchlein der St. Galler Stiftsbibliothek, das bessere figurale Initialkunst aufweist, ist diese Papierhandschrift, eines der ^{wichtig} oberdeutschen Stundenbücher, geschrieben 1483 von der Einsiedler Begine Dorothea von Hof. Hier der Beginn der Tagzeiten zum Leiden Christi (*Hie vahet an die mette*). In der Schlaufe der H-Initiale die Darstellung des letzten Abendmahls, eines der Themen innerhalb der Gebete zur Mette. [Dia 30]

Die Initiale zur Prim zeigt Christus im Oelgarten, [Dia 31] diejenige zur Terz seine Gefangennahme. [Dia 32] Bordürenmässig reich ausgestaltet ist diese I-Initiale am Beginn der Totenvesper (*Hie nach stat dye sel vesper*) mit Christus am Kreuz, Maria und Johannes.

Bilderschmuck findet sich in oberdeutschen Gebetbuchhandschriften äusserst selten. In der Sammlung der 47 deutschsprachigen Orationalienmanuskripte der Stiftsbibliothek kenne ich nur gerade drei kolorierte Federzeichnungen: [Dia 33] Veronika mit dem *Schweisstuch Christi*, ein Bild, das ich Ihnen bereits einmal vorgeführt habe (aus dem Gebetbuch der Familie Allgöwer) sowie [Dia 34] diese beiden nebeneinander stehenden Vollbilder: Christus am Kreuz und das Vesperbild, meiner Meinung nach von einem unbekanntem Kleinmaler aus der Bodenseegegend um 1500 gemalt (Die Handschrift ist leider nicht datiert, sie gehörte später den Benediktinerinnen in St. Georgen). Nur wirklich vermögende Leute konnten sich reich illustrierte Gebetbuchmanuskripte leisten. Etwa die Grafen von Montfort, die in Feldkirch, Bregenz und auf der Wasserburg am Bodensee sasssen. Aus ihren verschiedenen Familien haben sich vier Miniatur-Gebetbücher erhalten: das älteste, 1489 fertiggestellt, als Hochzeitsgeschenk für Gräfin Anna von Montfort-Wasserburg-Rothenfels, liegt seit 1977 auf der hiesigen Universitätsbibliothek; ich habe ihm vor kurzem in der Zeitschrift 'Montfort' eine ausführliche Studie gewidmet; die anderen Montforter Privatgebetbücher, im zweiten und dritten Dezennium des 16. Jahrhunderts entstanden, befinden sich heute in Wien, im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg, sowie im Privatbesitz der Grafen von Oettingen-Wallerstein. Eine Kurzcharakterisierung dieser Montforter Privatgebetbücher habe ich im Sammelband "Die Grafen von Montfort. Geschichte und Kultur" (Friedrichshafen 1982) publiziert. [Dia 35] Wenn Klosterfrauen ihr persönliches Gebetbüchlein ausschmücken wollten, behalfen sie sich zuweilen damit, dass sie Holzschnitte in ihre Handschriften eingeklebt haben, hier Christus als Schmerzensmann, koloriert, vermutlich ursprünglich ein loses Andachtsbildchen. Leider besitzt die St. Galler Stiftsbibliothek keine frühen Andachtsbildchen des 15. und 16. Jahrhunderts mehr. Manchmal haben spätere Generationen die eingeklebten Holzschnitte wieder herausgerissen - [Dia 36] wie hier auf der linken Seite am linken

Rand ersichtlich wird.

[Dia 37] Eine interessante Miniatur ist diese mit roter Tinte ausgezogene recht primitive Zeichnung in einem Gebetbüchlein, das 1509 geschrieben wurde. Zu lesen ist: *Maria*, und darunter: *dis biechlin S(wester) Fidis Baierin*, also offensichtlich ein Besitzervermerk. Lange Zeit konnte ich mit diesen drei Eichel nichts anfangen, bis mich Herr Scarpatetti auf die richtige Fährte wies. Er meinte, die Miniatur habe Aehnlichkeit mit spätmittelalterlichen Notariatszeichen, wie Notare sie als persönliches, unverwechselbares Signet am Schluss der von ihnen geschriebenen Urkunde zur Beglaubigung hinmalten. Und tatsächlich: In der Sammlung südwestdeutscher Notarszeichen von Peter-Johannes Schuler stiess ich [Dia 38] auf ein mit dem Gebetbüchlein identisches Signet, das der Dornbirner Stadtschreiber und Notar *Marquard Baiger de Dornstedt* 1470 an einer Urkunde anbrachte. Die Moniale *Fidis Baierin* oder *Baigerin* stammt somit wohl aus der gleichen Familie wie der Dornbirner Stadtschreiber, ist vielleicht seine Tochter gewesen, die nun sein Notariatszeichen sozusagen als Familienwappen und Besitzervermerk verwendet hat. [Dia 39] Eine spätere Besitzerin dieses Gebetbüchleins, nämlich Schwester *Barbara Wingeluserin*, hat offensichtlich nicht mehr gemerkt, dass die Zeichnung der *Fidis* die Funktion eines Familienwappens hatte, sie zeichnete das ursprüngliche Notariatszeichen ziemlich genau ab und schrieb in die Schriftrahmen nun ihren eigenen Namen. So wie die gut-naive Schwester *Barbara Wingeluserin* hinterlassen öfters spätere Gebetbuchbesitzer ihre Spuren, wie etwa hier [Dia 40] auf diesem linken Blatt voller Federproben, wo gleich mehrere Namen zu lesen sind, die Hinweise zur Provenienz des sonst nicht weiter lokalisierbaren Bändchens geben können, oder [Dia 41] hier - im gleichen Bändchen - wo vermutlich ein Besitzer in ungelungenen Zügen vielleicht gar erste Schriftversuche angestellt hat.

Für den Volkskundler von grossem Interesse sind auf leeren Seiten eines Gebetbüchleins eingetragene Rezepte, Beschwörungsformeln und Aehnliches. Aus der St. Galler Sammlung kann ich Ihnen leider kein Beispiel zeigen, ich kenne jedoch aus anderen Bibliotheken der Schweiz mindestens 20 solcher zum Teil äusserst interessanter Notate. Ich möchte sie alle einmal geschlossen veröffentlichen,

doch bin ich über erste Vorarbeiten nicht hinausgekommen. In diesem Kreis illustrierter Volkskundler fühle ich mich fast verpflichtet, wenigstens kleine Kostproben davon ^{hier} vorzuführen.

In einem Krankheitssegen wird der heilige Sonntag angerufen. Orientiert man sich im "Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens" unter dem Lemma "Sonntag", so findet man dort folgende kurze Hinweise: "Zu einer Personifikation des Sonntags, der in Krankheitssegen gern als heiliger Sonntag angesprochen wird, finden sich nur Ansätze. (...) Nach einer Schweizer Ueberlieferung trugen Mütter die an Auszehrung leidenden Kinder an drei aufeinander folgenden Sonntagen jeden Sonntag dreimal bei Sonnenaufgang hinaus unter den freien Himmel und sprachen dann 'gewisse abgottische wort. Komm, du heiliger Sonntag', Quelle für diese Information ist Rudolf Gwerb, der 1646 in Zürich sein Bändchen "Von Vych- und Leutbesägnen" drucken liess. Den gesamten Text des Segensspruches teilt er uns jedoch nicht mit. Dieser findet sich, der Forschung bislang völlig unbekannt, in einem Gebetbüchlein, das einem nicht weiter identifizierbaren Geistlichen ~~im 15. Jahrhundert~~ gehörte, der 1478 Primiz feierte, und das sich offensichtlich in einer Zürcher Familie Huber ^{im 16. Jh.} weitervererbt hat. Auf einer leeren Seite steht, von einer Hand des 16. Jahrhunderts geschrieben, folgender Text:

*O du heiliger suntag du fil edler ritter,
hie thütt dich ein arm geisthrlī pitten,
daz du im gebest sin plütt und fleisch
oder nemest uff sinen geist.
In namens vatters, suns und heiligen geist. Amen.
Daz thue III suntag frö vor sunen uffgang under dem
heyteren hymel.*

Gewiss sind die meisten der von mir gefundenen Segens- und Rezeptformeln Varianten bereits bekannter und publizierter Texte, aber einzelne - wie dieser Anruf zum heiligen Sonntag - dürften primären Zeugniswert besitzen. So vermutlich auch zwei längere Texte, die nun nicht Marginal-Notate sind wie die meisten solcher Dokumente, sondern die vom Hauptschreiber eines mystisch geprägten Nonnengebetbüchleins unmittelbar in die Gebetssammlung aufgenommen wurden. Der eine Text vermittelt, nach den Monaten geordnet, Gesundheitsregeln. Seine Rubrik lautet: *Waz man essen sol in ieglichem manet.*

Zum Monat März heisst es da:

In dem merzen solt du dik baden. Rib din zene mit salcz, isse die selbinen fenkelsamen und petterli wurtzen, so kumt dich der vallent hechttag niemer an.

In dem driten Herbstmanet (November) solt du nüt baden, won es ist denn den nieren schad. Behüt din hobt vor kelte, iss zinmit und ingber.

In dem winter manet (Dezember) so ~~du~~ hüt dich vor kelti. Du macht lasen (du kannst zum Aderlassen gehen) und baden. Ingber solt du etwen niesen. Wer aber liesse an dem hinreste~~n~~ tage (also an Silvester zum Aderlassen geht), der müest in drin tagen sterben.

Der zweite Text deutet die Donnerschläge, wiederum nach den 12 Monaten geordnet:

Tonret es im winter manet, daz betüt ein güt iar, frid und gnad in aller welt.

Falls Sie, meine Damen und Herren, nächstes Jahr wiederum einen so schönen, trockenen Sommer sich wünschen wie heuer, dann darf es auf keinen Fall im Juli donnern. Denn die Wetterregel sagt:

Tonret es im hõimanet, daz betüt ein nass iar; korn, hõi und ander ding werdent verdorben von wasser und von ungewiter.

Die beiden zitierten Monatsregeln sind gewiss keine sehr informativen, weltbewegenden Texte, aber man sollte immerhin bedenken, dass sie in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts geschrieben wurden, in einer Zeit also, wo derartige Dokumente noch recht spärlich überliefert sind.

[Dia 42] Wenn ich mich nun zum Abschluss den deutschen Gebeten selber zuwende, wie sie in vorreformatorischen Privatgebetbüchern vielfältig nach Form und Inhalt erscheinen, so kann ich dies ~~im Rahmen dieses Vortrags~~ ^{hier} nur sehr summarisch und ~~dadurch~~ einseitig verkürzt tun. Diesen wohl wichtigsten Aspekt mediävistischer Gebetbuchforschung habe ich nämlich deshalb an den Rand ^{meines Vortrags} (verdrängt, weil er sich in einem Lichtbilder-^{Referat} Vortrag schlecht vorführen lässt. Der Gebetstext beansprucht ^{selber} Vorrang ^{dabei} vor jedem Bild, wenn auch im Spätmittelalter die Verbindung Gebetstext - Bild bzw. Plastik eine,

wie ich glaube, sehr enge war. Monialen und Laien haben ihre deutschen Gebetstexte immer wieder vor Kruzifixen, vor Vesperbildern, Heiligenstatuen und -bildern rezitiert. Einzelne der älteren deutschen Privatgebete, die bereits im frühen 14. Jahrhundert belegt sind, vermutlich zunächst für mystische Kreise originär deutsch geschaffen wurden und bis ins späte 16. Jahrhundert zu den Bestseller-Gebeten gehören, sind von ihrer anaphorischen Struktur her nur dann verständlich, wenn man bedenkt, dass sie als Meditationsmaterial bei der Betrachtung eines Bildes Verwendung gefunden haben. Wenigstens ein solches Text-Beispiel sei zu diesem hier gezeigten romanischen Kruzifix aus dem späteren 12. Jahrhundert im Voralbergischen Ludesch partienweise vorge-
tragen:

Ich bitte dich durch diner göttlichen ^{minne} ~~minne~~ willen, die du, herre himelscher künig, hette, do du stuende am dem kruzixe allein mit minnender gotheit, mit senfter sele, mit betruebten sinnen, mit gewundotem hertzen, mit krachenden gelidern, mit gespannen armen, mit gedenten adren, mit verhowenem libe, mit bluetigen wunden (...) mit ufgetaner siten und hertzen, mit fliessenden bechen uss dem ursprung des lebenden brunnen.

[Dia 43] Vieles wäre zu sagen über die Hauptthemen spätmittelalterlicher Gebetsfrömmigkeit: etwa über die noch kaum übersehbaren Gebete zum Leiden und Martyrium Christi, das seit dem späten 13. Jahrhundert Hauptgegenstand frommen Betrachtens wird, indem der Betende bei der Lektüre der realistisch geschilderten Grausamkeiten mitleiden soll [Dia 44] gemäss der Forderung, wie sie der Mystiker Heinrich Seuse den Gottessohn verkünden lässt: "Es mag nieman komen zu göttlicher hocheit noch ze ungewonlicher süezikeit, er werde denn vor gezogen dur daz bilde miner menschlichen bitterkeit... Min menscheit ist der weg, den man gat, min liden ist daz tor, durch daz man gan muz, der zu dem wil komen, daz du da suchest. Vorbild und Mittlerin für solche Compassio ist Maria, die Mutter Christi, [Dia 45], der unzählige deutsche Gebete geweiht sind. Zu sprechen wäre über die Abend- und Morgengebete, über Ausfahrts-
segens, über die vielen Kommuniongebete, die meistens Ersatz waren für den immer seltener werdenden Eucharistieempfang [Dia 46] eigener Vortrag liesse sich beispielsweise über die deutschen Gebete halten, in denen die verschiedenen Heiligen angerufen und sie an ihre besondere Schutz- und Hilfsfunktion erinnert werden. Man könnte zeigen,

wie solche Heiligengebete in ihrem Gehalt geprägt werden vom Heiligenbild, das der einzelnen Heiligenfigur vermittelt der dargestellten Attribute so etwaswie einen individuellen Charakter verleiht. Individuellen Charakter bekommt andererseits aber auch eine Gebetbuchsammlung gerade durch die Auswahl der Heiligengebete.

Johan Huizinga hat in seinem berühmten Buch 'Herbst des Mittelalters' eine religiöse Grundhaltung dieser Spätzeit darin sehen wollen, dass sie beständig ein schrankenloses Bedürfnis zeige, "allem Heiligen bildliche Gestalt zu verleihen". Es sei dadurch ein "Prozess immerwährender Herabsetzung des Unendlichen zu Endlichkeiten, ein Auseinanderfallen des Wunders in Atome" in Gang gekommen, Hinweis dafür, dass der echte, starke Glaube bereits im Schwinden gewesen sei.

Huizingas Charakterisierung trifft insgesamt durchaus auch auf die spätmittelalterlichen deutschen Gebetstexte zu. Die unauslotbaren Glaubensgeheimnisse der Trinität, der Menschwerdung Christi Dia 47 seines Leidens und seiner Auferstehung werden konkret gefasst und beschrieben; der Betende geht mit ihnen so vertraulich um wie mit den Heiligen, die ihm nicht unnahbar fern sind, sondern - etwas grob gesagt - zu Duzbrüdern des ~~Göttlichen~~ ^{Himmels} werden, die in jeder Not und Sorge helfen müssen. Eine Vielzahl grösserer und kleinerer Gebete sind so aufgebaut, dass sie zunächst Christus oder Gott Vater an eine von ihm vollzogene Heilstat erinnern (*ich manen dich diner heiligen uferstandunge*), um daraus dann - fast gezwungenermassen - Gnade und Hilfe zu erbitten.

[48] Huizinga betont des weiteren, wie sehr das Spätmittelalter Religiöses mit Weltlichem vermischt habe, der Profanierung im täglichen Leben seien kaum Grenzen gesetzt. Die Germanisten haben den gleichen Sachverhalt in spätmittelalterlichen Sammelhandschriften gereimter Verse vorgefunden: da folgt öfters auf einen derberotischen Schwank fast unvermittelt eine Lehre über geistliche Dinge. Diese ständige Mischung von Weltlichem mit Geistlichen trifft nun in keiner Weise für das deutschsprachige Gebetbuch zu. Ich habe über 500 deutschsprachige Gebetbuchhandschriften durchgesehen, aber in keinem irgendwelchen weltlichen Text finden können.

Und wie bereits gesagt: selbst Beschwörungsformeln und Rezepte sind nur als spätere Zusatznotate (auf leergebliebenen Seiten) in die Orationalien eingegangen. Elemente des Weltlichen, Profanen finden sich nicht selten in Textpartien von Predigtsammlungen und Erbauungsbüchern, im Gebet jedoch, wo Gott oder der Heilige unmittelbar angesprochen werden, niemals. Das heisst doch wohl, dass das Spätmittelalter nicht einfach überall kunterbunt gemischt hat, sondern zwischen einzelnen Textsorten sehr wohl zu unterscheiden wusste.

Daraus wiederum lässt sich eine wichtige Folgerung ziehen: Vor-reformatorische Gebetbücher sind zwar - wie der Titel meines Vortrags besagt - Zeugen spätmittelalterlicher Laienfrömmigkeit, aber sie sind keineswegs oder jedenfalls nur sehr unzureichend Spiegel des damaligen religiösen Lebens, das mit dem Alltag aufs engste verknüpft war. Gerade weil das Gebetbuch ausschliesslich die stets religiös gehaltene Rede mit dem Göttlichen auswählt und alles Weltliche ausspart, kann das Orationale keine tieferen Einblicke in den religiösen Alltag vermitteln. So einfache Fragen etwa wie, wann, wie oft, wie lange, wo, in welcher Reihenfolge ein Laie Gebete aus seinem Büchlein rezitiert hat, kann uns das erhaltene Büchlein nicht beantworten, weil es von seinen Texten her normativen Charakter besitzt und niemals wirkliches religiöses Handeln und Empfinden des Rezipierenden festhält. Da geben etwa die Schwesternviten aus oberdeutschen Dominkanerinnenklöster viel präzisere Auskünfte, über private Gebetsgewohnheiten einzelner Monialen.

Meine Damen und Herren,

Sie werden Verständnis haben, dass ich nur wenige Aspekte zum angekündigten Thema aufgreifen konnte. Einen wichtigen Dokumentationsbereich habe ich Ihnen nicht einmal in Lichtbildern vorgeführt. Denn neben dem handgeschriebenen deutschen Gebetbüchlein hat es - nach ersten Ansätzen in der Inkunabelzeit - seit 1500 auch das gedruckte Orationale gegeben, meistens mit zahlreichen Holzschnitten oder Kupferstichen versehen. Die wichtigste und bis zur Reformationszeit immer wieder gedruckte Gebetbuchsammlung war das "Seelengärtchen", der "Hortulus animae", der in einer lateinischen und in einer von dieser völlig verschiedenen,

von Sebastian Brant redigierten deutschen Fassung zuerst in Strassburg, dann^M Leipzig, Mainz, Lyon, Basel, Nürnberg und Augsburg gedruckt wurde. Die deutsche Fassung, von der zwischen 1501 und 1523 insgesamt 36 verschiedene Ausgaben nachgewiesen sind, war ein geschicktes Konglomerat aus den üblichen Stundenbuchttexten und zahlreichen Privatgebeten. Und wenn Sie wissen wollen, welches die verbreitetsten und wohl meistgelesenen deutschen Privatgebete vor der Reformation waren, dann müssen Sie einmal den von Pamphilius Gengenbach 1519 hier in Basel gedruckten 'Hortulus animae' durchsehen, von dem das Basler Kupferstichkabinett das einzige noch vorhandene Exemplar aufbewahrt. Eine erste Textanalyse dieser Hortulus animae-Drucke, die bislang nur gerade von den Kunsthistorikern wegen ihrer Illustrationen untersucht wurden, habe ich im 4. Band des neuen 'Verfasserlexikons' gegeben.

(Dia 49) Ich komme zum Schluss. Wenn man sich längere Zeit mit spätmittelalterlichen deutschen Gebetstexten beschäftigt, dann hat man schon bald einmal den Eindruck, als ob man die einzelnen Gebete schon hundertmal gelesen hätte, so sehr wiederholen sich Gedanken, ~~und selbst einzelne sprachliche~~ ^{teilweise bis in die Formulierungen hinein} Elemente. Freilich kann man nun den zumeist anonymen Gebetsverfassern keineswegs den Vorwurf des unkreativen, zähflüssigen Repetierens machen. Denn das gehört in einer gewissen Weise geradezu zum Gebet, dass sein Inhalt ganz und gar der Tradition verpflichtet sein muss, er darf nichts Neues bringen, was nicht dem Betenden schon bekannt ist. Das christliche Gebet ist ja ein religiöser Akt, in dem der Glaube an den transzendenten Gott im eigentlichen Sinne realisiert wird. Damit der Glaube jedoch im Gebetsakt überhaupt greifbar wird, muss er in seinem Gehalt dem Betenden bekannt sein.

(Dia 50) Was man freilich spätmittelalterlichen Gebetsautoren anlasten kann, ist die Feststellung, dass ihre Texte in der sprachlichen Formulierung meistens unteres Mittelmaass bleiben. Selten genug finden sich in Orationalien deutsche Gebete, die sprachlich durchgestaltet sind und das Prädikat 'hervorragende frühe deutsche Prosa' verdienen. Aber es gibt sie, nur muss man sie im riesigen Wust des Mittelmaasses finden, und das ist bis heute nur teilweise geschehen. Es gibt noch Perlen früher deutscher Prosa zu entdecken.